

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Nachrichten. 1870-1886 1870**

32 (18.9.1870)



# Karlsruher Nachrichten.

Specialorgan für Lokalangelegenheiten.

Erscheint **Mittwochs** und **Sonntags**. — Monatlicher Abonnementspreis für Karlsruhe einschl. Trägerlohn 12 Kr. — Die einzelne Nummer 2 Kr.

N. 32.

Sonntag, den 18. September

1870.

## Nachklang

zur

### Feier des 9. September 1870.



Heute, da der Knall der Stücke und der Glocken Schall Dein Baden  
Zu der Wiederkehr, o Friedrich, Deiner Wiegenfeier laden —  
Sonst ein Tag des lauten Jubels bei der Weinpokale Schäumen,  
Setzt ein Fest des stillen Ernstes in der Gotteshäuser Räumen; —

Denn die rechte, volle Freude — wen beselte sie zur Stunde,  
Da Du selbst, im Felde draußen, bangend zählst so manche Wunde,  
Wunden zwar für hohe Ziele, doch so viel, die nimmer heilen,  
Ob auch Dein Gemahl zu Hause nicht erlahmt, ihr Weh zu theilen! —

Heute schweift der Sänger einsam und mit karg gemess'nem Schritte,  
Fern der Fächerstadt der Heimath, durch der alten Aachen Mitte,  
Und im Dome steht er sinnend vor des Kaisers Sarkophage,  
Jenes Karl, den Weltgeschichte groß genannt und Heldensage.

Und vorüber wie im Traume ziehen seinem innern Blicke,  
Durch den Ort hervorgerufen, unsres deutschen Reichs Geschichte:  
Von dem Karolinger selber, den zuerst geschmückt die Krone,  
Durch der Folger lange Reihe, die gethront auf seinem Throne; —

Von Geschlechtern zu Geschlechtern — durch die Zeit der Hohenstaufen,  
Die so glanzvoll und so glücklos ihre Herrscherbahn durchlaufen,  
Bis zum Haus der Sabichtsburger, deren letzter tiefbekümmert  
Aus der Hand gelegt das Scepter, das des Corsen Faust zertrümmert.

Ach, und als der Freiheit Morgen endlich wieder angebrochen —  
Ward das Vaterland, das tapf're, ward es frei von innern Jochen?  
Ist das „Engelsbild“ erschienen, stieg der „lichte Seraph“ nieder,  
Wie ein Schenkendorf, ein Körner ihnen Schwert geweiht und Lieder?

Nein! — und dann? — Ein Arndt, ein Uhlant schieden von der Mainstadt Pforte,  
Als das Volk, das vielzertret'ne, Aufruhr trug von Ort zu Orte,  
Schwer enttäuscht, wie bald Du selber von den Fürsten ab Dich wandtest, <sup>1863.</sup>  
Als dem Bild von Deutschland's Zukunft Du den Rahmen dort nicht fandest.

Und doch hast, wie kaum noch Einer, seit der Jugend frühesten Tagen  
Du es durch die Mannesjahre in der Seele stets getragen,  
Ja, getragen treu und sorglich, wie nur unter'm warmen Herzen  
Eine hoffnungsbanke Mutter hegt und trägt ein Kind der Schmerzen!

Darum Heil Dir, Friedrich, heute! — Wie aus finst'rem Wolckentreiben  
Eben leuchtend bricht die Sonne durch des Münsters bunte Scheiben:  
Also ringt sich Licht und strahlend aus des Krieges dunkler Wolke  
Deutschlands' hehre Neugestaltung — Dir zur Lust und Deinem Volke!

Welch ein Bild, wie kein's erhaben, welch ein Bild, wie keines prächtig:  
Luislo's Stämme, schwach, zersplittert — bald nun wieder einig, mächtig!  
Mögest Du's — wie hofft's der Sänger! — frei vom letzten Rebelgrauen,  
Wann Dein Fest wir froh erneuern, voll im Mittagsglanze schauen!

Aachen, den 9. Erntemonds 1870.

Eduard Nickles.



### Marshall Bazaine.

Wie der Herr, so der Knecht. Dieses trifft bei Bazaine vortrefflich ein, denn nicht minder als sein Kaiser ist er geübt in Lug und Trug, in allen bösen Künsten. Er ist ein guter Soldat, aber ein schlechter Mensch. Hören wir die Thatfachen. Von den moralischen Fußritten der Nordamerikaner gebrängt, ziehen im Februar 1867 die Franzosen unter Bazaine ab; Kaiser Maximilian bleibt seinem Schicksale allein überlassen. „Auf gegen diese Preußen, wir wollen Berlin mit dem Bajonnet stürmen!“ — Das sind die letzten Worte, welche die mit Gräueltthaten aller Art besleckte Truppe Bazaine's ausstößt. Im April landet Bazaine auf dem Dampfer „Souverain“ in Toulon; sofort begeben sich der Seepflicht und Commandant an Bord des Schiffes und kündigen ihm an, daß der Befehl gegeben sei, ihm keine Ehrenbezeichnung zu erweisen. Er steigt aus, Zischen des Publikums empfängt ihn, man ruft: Pfiu und spuckt aus. Der Bube hatte diesen Empfang verdient, und selbst in den Tuilleries zog Alles sich vor ihm zurück. Er sollte für den größten Schurken Sündenbock sein; auf seine Schultern wollte man den Wahnsinn der Kaiserin Charlotte, die Erschießung Maximilian's in Queretaro wälzen, die im Grunde der eibbrüchige Mann des 2. December verschuldet. Nachdem General Forey aus Mexico abberufen war, hatte 1863 Bazaine dort den Befehl der französischen Truppen übernommen. Ein geschickt ausgeführter Feldzug gegen die Truppen des Suarez im Jahre 1864 bringt ihm den Marsschallstab ein. Aber nicht lange dauert die französische Ueberlegenheit; von Nordamerika unterstützt, siegen die Republikaner; die Franzosen müssen sich concentriren. Natürlich darf kein Makel auf die Truppen der grande nation fallen und Bazaine thut Alles, um Maximilian die Mißerfolge in die Schuhe zu schieben. Er zwingt die französischen Offiziere, aus der mexicanischen Armee zu treten; diese antworteten in einem Actenstück: „Wir hatten die Autorisation zum Eintritt in die Armee; Sie selbst, Herr Marshall, gaben sie uns, Sie selbst haben uns dazu aufgefördert und Sie sind es, der unsern Eid brechen will. Der Eid ist heilig, Herr Marshall, und über unser Gewissen können Sie nicht verfügen.“ Als Bazaine abzog, verkaufte er französische Waffen an die Feinde Maximilian's, er correspondirte mit den republikanischen Führern, er ließ ganze Ladungen französisches Pulver in's Wasser werfen, Kanonen zererschlagen, Lafetten zertrümmern, nur damit Maximilian, den doch sein Kaiser hinüber in's Unglück gelockt, nicht in den Besitz dieser ihm so nothwendigen Dinge gelange. Bazaine schraubte vor Wuth, daß jener unglückliche Habsburger nicht mit im Gepäckwagen der Franzosen abziehen wollte, sondern auf eigene Faust die Kaiser-Tragödie in Mexiko fortsetzte. — Soweit der Soldat. Nun der Mensch. Nach dem unter gewöhnlichen Menschen geltenden Maßstabe ist der kaiserlich französische Marshall Bazaine einfach ein — Dieb. Er ist von der schmutzigsten Habgier besetzt und ein undankbares Geschöpf. In Mexiko heirathete er eine reiche Tochter des Landes; der unglückliche Maximilian stand bei seinem ersten Kinde Gevatter und beschenkte dieses kaiserlich. Auch zu seiner Hochzeit hatte ihm Maximilian einen Pallast in der Stadt Mexiko zum Geschenke gemacht, für welchen die mexicanische Regierung die Ausstattung mit Möbeln, Betten, Leinwand, kurz aller Hausgeräthschaften übernahm, doch unter der ausdrücklich verbrieften und von Bazaine anerkannten Bedingung, daß dieses Inventarium Eigenthum des mexicanischen Staates sei. Bei seinem Abzuge kannte der kaiserlich französische Marshall das Eigenthumsrecht nicht mehr, er verkaufte die ihm nicht gehörigen Geräthschaften; ja ein zeitweilig ihm überlassener Staatswagen, an den er nicht einen Schatten von Anspruch hatte, wanderte in die Hände eines Trödlers, die lumpigen paar tausend Francs dafür aber in die Tasche der rothen Marsschallshose. Alle diese Thatfachen sind richtig, unantastbar; ihnen ist nie widersprochen worden; die Beweise findet der Leser in dem Werke des ehemaligen Leibarztes Kaiser Maximilian's, Dr. Vaseh, und in den Erinnerungen des Prinzen Felix zu Salm-Salm. Ueberdies

erzählt jeder aus Mexiko zurückgekehrte europäische Krieger von Bazaine's Nichtswürdigkeiten. Was wir sonst noch über François Achille Bazaine zu sagen haben, läßt sich kurz zusammenfassen. Er ward 1811 geboren, trat 1831 als Gemeiner in die Armee ein und erwarb sich 1836 in den Kriegen gegen Abd-el-Kader die Epauletten und das Kreuz der Ehrenlegion. Mit der Fremden-Legion focht er 1837 bis 1838 gegen die Carlisten in Spanien; er kehrte wieder nach Algerien zurück, wo er sich in den Kriegen gegen die Kabysten zu wiederholten Malen auszeichnete. Im Krimkriege führte er den Befehl über die aus den Fremden-Truppen gebildete Infanterie-Brigade, an deren Spitze er sich bei der Belagerung Sebastopols hervorthat und als Divisions-General zurückkehrte. In Italien commandirte er die Zuaven-Regimenter, bei Melegnano und Solferino; seinen schlimmen Ruf erwarb er sich aber erst in Mexiko, der auch durch das Großkreuz der Ehrenlegion, daß er 1860 erhielt, und durch den Marsschallstab niemals verwischt werden kann.

### Vergiftet.

Original-Humoreske von G. Malten.

(Schluß.)

„Steh sogleich auf,“ sagte er zu dem schlaftrunken ihn verwundert Anglockenden; „spann ein und fahre sofort zu meinem Arzte. Sage ihm, er möge unverzüglich zu mir kommen, die Zeit sei kostbar.“

„Ist die gnädige Frau krank?“ wagte der noch immer verdutzte Kutscher zu fragen.

„Nein, nein, ich bin es,“ antwortete Hirschfeld; „mach rasch!“

Es war früh drei Uhr; es waren also bereits zwei Stunden in dieser grausamen Angst vergangen. Das Gift fing an zu wirken; vielleicht nach einer kurzen Zeit, nach wenigen Minuten mußte er die entsetzlichsten Schmerzen leiden, das Gesicht, das Gehör, den Willen verlieren, in Ohnmacht sinken, vielleicht auch ohne Schmerzen sterben; vielleicht warf ihn das Gift, das bereits in seinen Adern umlief, sobald es zur Quelle des Lebens gekommen, todt auf den Sessel, ohne daß er ein Wort sprechen, ohne daß er einen Schrei ausstoßen konnte, ohne daß von dem Verbrechen irgend eine Spur übrig blieb. Die Wissenschaft ist jetzt so gefährlich, wenn sie von geschickten Händen gehandhabt wird! Er wollte schreiben; aber welche Andeutungen wollte er der Justiz geben? Wen anklagen? Seine Frau? — einen Unschuldigen zu verläumdern, denn er wagte Niemand anzuklagen. Er hatte die Idee, seinem Freunde Hofried alles zu hinterlassen, über was er verfügen konnte, aber als er schreiben wollte, konnten seine zitternden Finger die Feder nicht halten, deren spitzer Schnabel auf dem Papier kratzte, ohne einen deutlichen Buchstaben zu bilden. Bald ging er in seinem Zimmer auf und ab, bald redete er sich ein, wenn er sich bewege, steigere er die Wirksamkeit des Giftes, und er warf sich auf einen Sessel und wagte keine Bewegung mehr zu machen. Nach einiger Zeit hörte er das große Thor wieder aufmachen; das Cabriolet kam zurück.

„Gott sei gelobt!“ dachte er, indem er die Hand auf die keuchende Brust legte.

Der Kutscher erschien; er war allein; der Arzt folgte ihm nicht. Der Doctor hatte einen schweren Kranken am Ende der Stadt besuchen müssen und war eben erst fortgefahren.

„So soll ich also ohne Hülfe sterben!“ rief er schmerzlich aus. . . . „Geh, hole den ersten besten Arzt; ich muß einen Arzt haben, sonst kommt die Hülfe zu spät.“

Der Kutscher entfernte sich erschrocken, und Hirschfeld fing an, an jenes andere Leben zu denken, dem er so nahe war. Was sollte er dem Richter antworten, der ihn dort oben erwartete? Er war immer ein redlicher Mann gewesen, aber reicht die Redlichkeit, wie man sie hier versteht, hin, um Gnade und Barmherzigkeit zu erhalten? Einige Stunden vorher hatte er nicht im Entferntesten an solche Dinge gedacht; jetzt stürmten dergleichen Gedanken auf ihn ein; seine



Knie beugten sich unwillkürlich, sein Kopf senkte sich, seine Hände falteten sich zum Gebet. Dieser vielleicht instinkt-mäßigen Bewegung folgte aber bald die Ungläubigkeit der Zeit; er stand auf und sprach wie Seneca:

„Post mortum nihil est, ipsaque mors nihil.“  
Dieser Materialismus war ihm jedoch den Tag vorher wahrscheinlicher vorgekommen als in diesem Augenblicke. Er zählte die Secunden; er sah den Zeiger auf seiner Uhr immer weiter rücken.

„Ich werde kalt und leblos sein,“ dachte er, „wenn die Bewegung, die ich dieser Maschine gegeben habe, noch fort-dauert; mein Mund wird stumm sein, und die Uhr wird schlagen; sie wird die Stunde meines Todes andeuten, die vielleicht, in welcher meine Freunde anfangen mich zu ver-gessen.“

Endlich wurde es Tag; das Kerzenlicht kämpfte schwach gegen den Schimmer des Morgens, als die Thüre geöffnet wurde, und Hochfried heiter hereintrat.

„Ach, lieber Freund,“ rief ihm Hirschfeld entgegen und sank in seine Arme, „ich bin verloren.“

„Du bist verloren? Nein, du hast verloren!“

„Was habe ich verloren?“

„Deine Wette.“

„Meine Wette?“

„Ja, hundert Louisd'or. Hast du nicht gestern mit mir gewettet, ich wäre nicht im Stande dein Glück zu stören, vorausgesetzt, daß ich deine Frau, deine Freunde und dein Vermögen aus dem Spiele lasse?“

„Allerdings, aber ich bin vergiftet, — ich habe einen Feind, der mir nach dem Leben trachtet. Sieh, wie mich der verderbliche Trank bereits angegriffen hat. Ach, wenn ich dir meinen Argwohn mittheilen sollte!“

„Du hast nicht geschlafen?“

„Ich leide die heftigsten Schmerzen, ich stehe am Ende des Unglücks. Ich muß sterben, ich bin vergiftet.“

„Gieb mir die hundert Louisd'or, ich habe gewonnen.“

„Ein Brief.“

„Den habe ich geschrieben.“

„Du? Aber sieh her, sieh in dieses Glas!“

Hochfried nahm das geschliffene Glas und rührte mit dem Löffel den weißlichen Bodensatz um, den Hirschfeld be-merkt hatte; es befand sich kein unauflöslicher Gegenstand zwischen dem Glase und dem Löffel, Alles war zergangen. Uebrigens verschluckte Hochfried auch noch das Zurückgeblie-bene und vertilgte so die letzte Spur des Verbrechens.

„Und Karl?“ — fragte noch immer schwankend Hirsch-feld, — „wie erklärst du seine Flucht?“

Hochfried lachte laut auf und sagte: „Ich lud ihn gestern ein, zu mir zu kommen, wenn er dich bedient habe, er hat die ganze Nacht mit meinem Diener gezech.“

In diesem Augenblicke trat Frau von Hirschfeld in das Zimmer, frisch und blühend, wie eine Blume, die am Morgen sich öffnet.

„Was muß ich hören, lieber Mann, du bist krank ge-wesen?“ fragte sie. „Warum hast du mich nicht wecken lassen? — Du hättest mir überdies einen Gefallen erzeigt und mich von einem häßlichen Traum befreit. Ich träumte, du stündest an einem Abgrunde, und ich konnte dich nicht mehr zu-rückhalten. Ich hielt dich am Frack, der Frack entschlüpfte mir. Ich schrie: Es ist geschehen! — „Apropos,“ setzte sie hinzu, „ich habe einen Brief von Cousin Ludolf erhalten: er ist nach dem Rheine verjezt worden und ist abgereist ohne Abschied zu nehmen, was ich doch für sehr unartig halte.“

In diesem Augenblicke kam auch ganz außer Athem der Doctor an. „Wer ist krank? Wer? Wer?“ leuchte er.

„Niemand!“ antwortete Hirschfeld, indem ein tiefer Seufzer seine Brust hob.

„Ha, dann geben Sie mir gefälligst etwas zum Früh-stück; ich bin die ganze Nacht beschäftigt gewesen und habe einen Värenhunger. Sie auch?“

„D gewiß,“ antwortete Hochfried, „unser Freund Hirsch-feld hat die ganze Nacht an einem furchtbaren Trauerspiele gearbeitet, dessen Entwicklung ihm aber trotz aller ange-

wandten Mühe nicht gelingen wollte. Ueberdies hat er gestern Abend bei mir sehr schlecht gegessen und seitdem nichts zu sich genommen, als ein Glas“ —

„Hochfried!“  
„Nun ja, laß mich doch ausreden: ein Glas Zucker-wasser.“

## Vermischtes.

— **Aus Wilhelmshöhe.** Die Wohnung Napoleon's wird durch neun Wachtposten bewacht, die von der rückwärts befindlichen Schloß-wache abgestellt werden. Der Kaiser gibt dem diensthabenden Offizier täglich 3 Thaler, jedem Mann 2 Silbergrotschen. Außerdem sind noch 10 berittene Husaren mit mehreren Offizieren auf Wilhelmshöhe, die bei Ausfahrten des Kaisers demselben das „Ehrengelächte“ zu geben haben und von denen der Mann 9 Silbergrotschen kaiserliche Zulage per Tag erhält. Vor dem Schloßportale sieht man Einzelne aus der Diener-schaft des Kaisers in grüner Livree mit goldenen Vorduren theils sitzend, theils stehend sich unterhalten, doch auch Galabier vom Hofe des Kö-nigs von Preußen in schwarzer Livree mit rothen, silbergalonirten Westen gefellen sich zu ihren Herren Collegen aus Paris und besprechen sich über wichtige Punkte ihres gemeinsamen Geschäfts, denn die in Berlin hiesier ausgesuchten Diener reden alle französisch. Von Zeit zu Zeit öffnet sich die mittlere Thüre des Portals und ein General oder Adjutant des Kaisers oder auch ein Beamter seines Hauses tritt her-vor. Die Generale und Offiziere tragen Stöcke. Jeder hat einen Ord-ren auf der Brust oder am Hals hängen. Die Generale tragen rothe, mit breiten Goldborden besetzte Hosen, blaue lange Röcke und mit Gold-stickereien verbrämte Käppis, die Adjutanten geringeren Grades wie die Beamten tragen Kleider in Grün und Gold. Die Wachtposten schul-tern, so oft eine Person aus dem kaiserlichen Gefolge ihnen naht, was kürzlich ziemlich oft der Fall war, da ein häufiges Hin- und Herlaufen nach dem Marstallgebäude von Seite der Hofleute stattfand, denn Na-poleon ließ 50 von seinen 88 mitgebrachten Pferden verkaufen. Es war ein in der That eigenes Schauspiel dieses Feilbietens eines so stolzen Eigenthums. Schöne, edle Pferde wurden um Spottpreise hergegeben, unter diesen das Pferd, das König Wilhelm bei seinem letzten Besuche in Paris geritten. Nicht dem Meistbietenden wurde zugeschlagen, man unterhandelte mit den Kaufliebhabern einzeln. Man sah Pferde ab-führen, die um 150 Francs erworben waren. Einen widerlichen An-blick bot der Verkauf des Geschirres und der Pferde-Equipage durch die Stallbienerschaft des Kaisers selbst dar, die, wie es scheint, hiezu er-mächtigt war und den Erlös für sich behalten darf. Unter Bonmots, die nach dem Stalle rochen, verkauften und verschaherten diese Sättel und Räume, die in Paris oft und viel bewundert worden; jedes schlaue Benehmen eines Collegen oder jeder ungeschickte Hilfsausdruck eines deutschabrechenden Piqueurs rief schallendes Gelächter hervor; die Diener-schaft schien im Gefühl der Erniedrigung ihres Herrn noch unter ihr eigenes Niveau herabzusinken; sie betrug sich gemein. Viele unter diesen bisherigen „Angestellten“ am kaiserlichen Hofe hatten eben ihren Paß und Abschied erhalten; sie kehren nach Frankreich zurück.

— **In der Fels'schen Brauerei** erschien letzten Mittwoch Abend ein badischer Grenadier, dessen Gewehr, wie er erzählte, durch einen Granatplitter eine äußerst merkwürdige Form erhalten habe. Das in Frage stehende Gewehr zeigte am oberen Lauf und dem Bajonett eine wellenförmige Biegung, auch wurde unten am Kolben ein Stück Holz herausgerissen; eine Ausstellung dieses Gewehres dürfte keineswegs uninteressant sein.

— **Der todt gesagte Mar-Mahon** befindet sich entschieden auf dem Wege der Besserung. Ein Granatplitter hat ihn am Schenkel verwundet, jedoch keinen Knochen verletzt. Dagegen ist die Wunde so groß, daß die Ge-fahr eines Eiterfiebers ziemlich nahe liegt, jedoch an den Marstall noch nicht herangetreten ist. Es werden in Bälde neun Jahre, daß derselbe von seinem Kaiser als Krönungsgesandter nach Königsberg geschickt wurde und dem Königs-paar im October das berühmte Zauberfest im Hotel der Berliner französischen Gesandtschaft gab. Der ordentliche Gesandte, Fürst Latour d'Auvergne, hatte dem außerordentlichen Botschafter Platz gemacht und war für die Zeit seiner Funktion beurlaubt worden. Jetzt liegt der Herzog von Magenta, von einem Preussischen Geschöß getroffen, schwer darnieder und der Fürst Latour d'Auvergne — war der letzte napoleonische Minister des Auswärtigen unter Napoleon und ist jetzt — wieder auf Urlaub, seitdem Jules Favre seine Funktionen vertritt.

— **„Hat ihn schon.“** Ueber die Entstehung des geflügelten Wortes: „Hat ihn schon“ wird von glaubwürdiger Seite Folgendes mitgetheilt, das gerade in der heutigen Zeit doppelt der Mittheilung werth erscheint. Es war in den dreißiger Jahren, kurz nach dem Bekanntwerden des Beder'schen Liebes: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein.“ zu einer Zeit, wo das Vertauschen schlechter Cylinderröhre mit guten gang und gäbe war. Diese Sitte, oder vielmehr Unsitte, war so allgemein, daß sich Niemand, auch nicht der Gebildete, scheute, davon zu profitieren, und daß die größte Wachsamkeit selten im Stande war, einen neuen „Cylinder“ vor dem Annectirt- und Vertauschtwerden zu schützen. Eingeklebte Bisttenarten wurden nicht beachtet, sondern noch obendrein herausgenommen und in den schlechtesten Hut befestigt. Unser Genährsmann, damals in einer Stadt der Rheinprovinz lebend, glaubte in der ersten Peile des Beder'schen Liebes den Talisman ge-funden zu haben, der ihm seinen neuen Hut sichern würde und begab sich daher, sorgloser denn je, nachdem er auf die eingeklebte Bisttenkarte: „Sie sollen ihn nicht haben“ geschrieben hatte, in den Club. Plötzlich aberufen,



